

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 19.

Posen, den 9. Mai.

1880.

## Verlorenes Spiel.

Novellette von Theodor Küster.

(Fortsetzung.)

Unverlauteter Nachdruck untersagt.

Wochen waren vergangen. Das sonst so freundschaftliche Verhältnis zwischen Seehausen und der Gräfin Gleichenstein hatte fast aufgehört und blieb eben nur auf die unumgänglichen Höflichkeits-Bezeugungen beschränkt.

Es war Empfangsabend bei der Gräfin. Eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft hatte sich in ihren Salons eingefunden und auch Seehausen war nach einigem Zögern erschienen. Es zog ihn doch unwiderstehlich zu der schönen Frau und ihm selbst kaum erklärlich drängte es ihn zu ihr; es war ihm zu Muth, als müsse er sie vor einer ihr drohenden Gefahr schützen. So oft er dem leidenschaftlich glühenden Blick des Polen begegnete, ergriff ihn ein Gefühl unerklärlichen Misstrauens; auch entging ihm nicht, daß seine Antipathie von Jenem getheilt ward, denn der Fürst vermied es sichtlich, dem offenen, fragenden Blick des Deutschen zu begegnen; ja es gab Augenblicke in diesem Salon-Zusammensein, wo man die zwischen Beiden gewechselten Blicke geradezu als feindselig bezeichnen konnte.

Die Zurückhaltung ihres Freundes kränkte die Gräfin, und doch mußte sie oft die beiden Männer vergleichen; stets fiel aber dann ihr Urtheil dahin aus, daß ihr Cousin nicht die „Freundschaft“ zu ersetzen vermöge, welche sie für Seehausen empfand. Sie ward schwankend und begann ruhiger, reiflicher über die möglichen Konsequenzen einer unlöslichen Verbindung mit dem Fürsten nachzudenken. Nicht wie gewöhnlich bevorzugte sie an diesem Abend ihren Better — es schien eine kleine Verstimmung zwischen ihnen Beiden zu herrschen.

„Leopold, ich kenne Sie gar nicht wieder“, sagte die Gräfin zu Seehausen, als sie im Gemüth des Salons ihm begegnete; „sind Sie mein Freund nicht mehr?“

„Sie bedürfen doch wohl jetzt kaum noch eines Freundes, Gräfin“, entgegnete er bitter.

„Aber ich will Ihre Freundschaft nicht wissen, denn sie hat einen ungleich höheren Werth für mich als all' der Rest“, sagte Lodoiska bedeutsam, während ihre dunkeln, seelenvollen Augen dem finstern Blick Seehausen's begegneten.

Er erbehte unter dem Zauberbann dieser Augen, seine Stirn heiterte sich nach und nach auf und ihr näher tretend flüsterte er:

„Ich bin Egoist, Gräfin; ich kann Ihr „Freund“ nur dann sein, wenn diese Stellung mir den ersten — den einzigen Platz in Ihrem Herzen anweist; ich kann nicht zurückstehen gegen einen Andern, wer er auch sein möge, kann keinen andern Gott neben mir dulden! — Lodoiska“, fuhr er eindringlich fort, „entweder der „Freund“ muß geopfert werden, oder . . .“

Er konnte den Satz nicht vollenden — der Fürst Broinski trat zu ihnen, augenscheinlich in der Absicht, die intime Unterhaltung der Beiden zu stören.

Die klare Stirn der Gräfin verfinsterte sich. Noch glaubte sie nicht dem Fürsten das Recht gegeben zu haben, mit dem Auge der Eifersucht über ihr zu wachen. Ihre Pflicht als Herrin des Hauses jedoch ward anderweit in Anspruch genommen und leise flüsterte sie, sich entfernend, Seehausen zu:

„Ich wünsche dringend, Sie morgen zu sprechen!“ — Leopold von Seehausen empfahl sich bald. Mit einem Freunde schlenberte er durch die hellen, mondbeschiedenen Straßen, Sie erreichten ein großes, noch hell erleuchtetes Hotel. Der Freund zog Seehausen mit hinein.

„Sie waren seit undenklichen Zeiten nicht mehr im Klub. Kommen Sie noch auf ein Stündchen mit hinein; zum Nachhausegehen ist es ohnehin noch zu früh.“

„Sie wissen, ich habe das Spiel aufgegeben“, erwiderte Seehausen.

„Kommen Sie nur mit und bleiben Sie an meiner Seite; ich möchte Fortuna heute einmal versuchen — vielleicht bringen Sie mir Glück, denn Sie haben ja selbst stets mit unerhörtem Glück gespielt.“

Die beiden Herren traten durch einige glänzende Räume in ein kleineres Hinterzimmer. Lebhaft wurde Seehausen begrüßt. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus jüngeren Herren und bildete einen Klub, zu welchem nur Angehörige der Aristokratie Zutritt hatten. Seehausen wies alle Aufforderungen zur Theilnahme am Spiel zurück — er wolle, sagte er, nur Zuschauer sein.

Kurz nach Ankunft der beiden Freunde trat auch Fürst Broinski in das Klubzimmer. Seehausen erfuhr von seinem Begleiter, daß der Verwandte der Gräfin Gleichenstein ein allabendlicher Gast dort sei und mit sabelhaftem Glück große Summen gewinne. Der Fürst hatte Leopold, der in eine Sophaede gelehnt saß, kaum beachtet; für ihn schien nur das Spiel allein Interesse zu haben und ihm hatte er denn auch bald seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Der Pole spielte mit jener äußeren Ruhe, wie sie den Spielern von Fach eigen zu sein pflegt, hinter der sich jedoch nur zu oft ein tobender Vulkan der Leidenschaften birgt. Das blasse Gesicht war unbewegt, nur die dunkeln Augen leuchteten unheimlich und hefteten sich mit widerlicher Gier auf die Karten.

Seehausen verwendete keinen Blick von dem Fürsten. Wonach er so lange gesucht, jetzt war es ihm klar geworden: so — grade so, mit den bleichen, gewaltsam beherrschten Zügen und diesem unheimlichen Blick — hatte er das Gesicht auch früher schon gesehen. Eine Szene, welche vor Jahren gespielt, lehrte nun seiner Erinnerung zurück. Fünf Jahre etwa mochte es her sein, als Seehausen Mitglied eines Spielklubs in Paris war und damals selbst auch zu den leidenschaftlichsten Spielern gehörte. Das Glück war fast ausschließlich mit ihm, ja man begann ihn mit der Huld der launenhaften Göttin zu necken. Da besuchte einige Abende hintereinander ein Pole, ein Baron Szapira, den Klub und ihm ganz allein schien jetzt Fortuna die goldenen Gaben in den Schoß zu werfen. Die namhaftesten Summen wurden an diesen Fremden verloren; auch Seehausen hatte empfindliche Verluste durch ihn.

Eines Abends, als der Pole abermals mit dem auffallendsten, nie wechselnden Glück gespielt hatte, bemerkte das scharfe Auge eines der Klubmitglieder, daß Jener mit markirten Karten spielte. Der Betrüger ward entlarvt, schmachvoll ermittelt und ließ fast den ganzen Gewinn des Abends auf dem Spieltisch liegen. — Er war darauf spurlos aus Paris verschwunden.

Und dieser Pole — dieser Baron Szapira — war kein Anderer als der auch jetzt wieder hier anwesende Fürst Kasimir Broinski. —

Wie betäubt war Seehausen von dieser Entdeckung. — Und es war auch kein Irthum denkbar, denn grade wie damals so spielte auch jetzt der Pole mit sabelhaftem Glück; grade wie damals in Paris so stand er auch hier da am Spieltisch, scheinbar impassibel, während seine Augen Blitze schossen und die feinen weißen Hände mit unnachahmlicher Gewandtheit die Karten

behandelten. — Und diese Karten waren auch heute ohne Zweifel gefälscht, wie sie es damals in Paris gewesen, und er operirte seine Taschenspieler-Kunststücke hier mit dem gleichen Erfolge wie einst dort.

Seehausen's erster Impuls, als er an der Richtigkeit seiner Entdeckung nicht mehr zu zweifeln vermochte, war, aufzuspringen und den Betrüger zu brandmarken; allein das durfte und mochte er schon aus Rücksicht auf die Gräfin nicht thun. Daß dieser Fürst ein gemeiner Betrüger und Abenteurer, nichts weiter als ein Industrieritter war, das allerdings konnte er sich nicht erklären; und doch wußte er mit der größten Bestimmtheit, daß er sich nicht irrite.

Dieser Mensch war der Vetter seiner „Freundin“, der Gräfin Gleichenstein, und sollte bald ihr Gatte werden! — Das mußte aber hintertrieben werden. Er mußte nach Beweisen suchen, daß der Fürst Kasimir Broinski und der Baron Szapira eine und dieselbe Person seien. —

Berkreut, ganz mit seiner Entdeckung beschäftigt, verließ Seehausen unbemerkt das Spielzimmer. Der Schlaf floh ihn; er suchte in seinen Erinnerungen nach überführenden Beweismitteln gegen den Fremden. Die Herren, welche jener aufregenden Szene damals in Paris beigewohnt hatten, die ihm jetzt als Zeugen hätten dienen können, waren theils in alle Weltgegenden zerstreut, theils entsann Seehausen sich ihrer Namen nicht mehr.

Endlich jedoch tauchte eine Idee in ihm auf. Gelang es ihm, den Menschen als Betrüger zu entlarven, als falschen Spieler, dann hatte er ihn in D. unmöglich gemacht und auch der Gräfin mußte er dann ungefährlich sein. In Paris hatten Alle jenen Baron Szapira für einen gemeinen Abenteurer gehalten, der, um ein glänzendes, müßiges Leben zu führen, solche Betrügereien trieb. Es ließ sich sonach nicht wohl annehmen, daß dieser selbe Mensch ein Fürst von Geburt, im Besitz eines bedeutenden Vermögens sein konnte; daß nur blinde, zügellose Leidenschaft oder unbegrenzte Selbstgier ihn zum falschen Spieler machten. — Trotz der Identität der Person lag hier ein Geheimniß vor — irgend Etwas, das zu ergründen Leopold von Seehausen sich zur Aufgabe stellte.

In diesem Gedanken schlief er endlich ein.

Am Morgen mit heftigem Kopfschmerz erwachend, schien es ihm unmöglich, heute der Gräfin Gleichenstein den von ihr gewünschten Besuch zu machen. Er schrieb ihr einige Zeilen, um sein Nichtkommen zu entschuldigen. Am Abend ging er wieder nach dem adeligen Klub. Er hatte sich vorgenommen, ganz ruhig und möglichst unbemerkt das Spiel des Fremden, zu beobachten, um diesem dann — wenn auch zunächst nur unter vier Augen — die Anklage, daß er falsch spiele, in's Gesicht zu schleudern.

Als Seehausen durch das Vorzimmer ging, standen mehrere Kellner in so eifrigem Gespräch zusammen, daß sie ihn nicht bemerkten. Er hörte den Namen des Fürsten nennen und das ließ ihn aufhorchen.

„Fürst Broinski ist das nicht“, sagte einer der Kellner; „ich kenne ihn zu genau. Mein Bruder war Diener bei ihm und ich selbst habe ihn oft genug in Baden-Baden gesehen. Es giebt auch nur einen jungen Fürsten Broinski, aber dieser ist das nicht. Er mag irgend ein anderer Fürst sein — ich habe Nichts dagegen; aber Broinski ist er ganz gewiß nicht!“

Der junge Mensch hatte lebhaft und im Tone der vollsten Ueberzeugung gesprochen, während ein anderer Kellner fest behauptete, der Betreffende sei doch der Fürst Broinski; er selbst habe gehört, wie noch soeben Graf Krüdener ihn so genannt, und der irre sich so leicht nicht und sei in solchen Dingen sehr gut unterrichtet.

Seehausen hatte sich seines Ueberziehers entledigt und trat nun vor. Die Gruppe der Kellner stob auseinander, sie verbeugten sich und er schritt anscheinend ganz ruhig dem Spielzimmer zu. Ein schwerer Verdacht gegen den Fürsten, den er hier fand, begann in ihm aufzusteigen; allein konnte der Kellner sich nicht doch irren in seiner Annahme? — Trozdem dankte Seehausen dem Zufall, der ihn jenes Gespräch mit anhören ließ.

Wie am Abend zuvor saß er scheinbar theilnahmlos da, beobachtete jedoch den Polen unausgesetzt. Auch die Augen des Fürsten begegneten wiederholt den seinigen und Jenem schien es sehr unangenehm zu sein, sich von Seehausen so beobachtet zu sehen. Er drang in diesen, sich am Spiel zu betheiligen. Man sprach von seinem früher sprüchwörtlichem Spielglück und einer der Herren machte die Bemerkung, daß Herr von Seehausen wohl kaum an einem Abend wirklichen Verlust erlitten habe.

Dieser blickte den Fürsten scharf an, als er erwiderte:

„Früher in der That war es so, auch noch eine Zeitlang in Paris, wo ich einem Spielklub in der Rue de la Paix angehörte; doch es wendete sich dann plötzlich das Glück von mir ab und ich erlitt so namhafte Verluste, daß ich es mir zum Gesetz machte, dem Hazardspiel gänzlich zu entsagen.“

Bei Erwähnung jenes Pariser Klubs schrak der Fremde sichtlich zusammen, sein Blick ruhte durchbohrend auf Seehausen; dieser jedoch wußte sich den Anschein möglichster Gleichgiltigkeit zu geben. Der Fürst schien diesen Abend das Interesse am Spiel bald verloren zu haben, denn er verließ kurze Zeit später den Klub.

Sobald es am andern Morgen der Anstand gestattete, eilte Seehausen zur Gräfin. Er mußte Näheres über den Fürsten von ihr hören, namentlich, ob derselbe wirklich, mit Ausnahme des alten Fürsten, der einzige zur Führung des Namens Broinski Berechtigte sei. Er wollte der Gräfin schonungslos die von ihm gemachten Entdeckungen mittheilen, denn er fürchtete, daß ein abgefeimter Betrüger hier sein Spiel treibe. Die Gräfin mußte gewarnt werden, ehe es zu spät ward.

Lodoiska empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, sie plauderte so herzlich und offen mit ihm wie früher. Er lenkte bald das Gespräch auf den Fürsten, was sie augenscheinlich vermiedene hatte. — Ja, Fürst Kasimir, ihr Vetter, war in der That der Einzige, der nächst seinem Vater, ihrem Onkel, das Recht hatte, sich „Fürst Broinski“ zu nennen. —

Es entging dem Scharfblick der Gräfin nicht, daß Seehausen nachdenklicher war als sonst und irgend Etwas ihr verberge. Eine leichte Wolke lagerte sich auf ihre Stirn; auch sie war nachdenklich, verstimmt geworden. — Ohne zu ahnen, wie sehr sie dadurch seinen Wünschen zuvorkam, begann sie nun von ihrem Cousin Kasimir zu erzählen: wie sie, ohne ihn oder sein Bild je gesehen zu haben, stets großes Interesse für ihn empfunden; wie alle ihre und seine Verwandten ihn um seines edlen Charakters willen hochschätzten und liebten; er sei der Liebling Aller, auch sein Vater, der ehemalige Vormund Lodoiska's und jüngere Bruder von deren Vater, sei voll seines Lobes und spreche in jedem seiner Briefe voller Freude und Enthusiasmus von dem geliebten Sohne. Jahrelang hatte Kasimir sich auf Reisen im Auslande befunden und während dieser langen Zeit waren seine zahlreichen Briefe so voll gewesen von den empfangenen Eindrücken, so viel Schönes und Bahrreiches hatten sie enthalten, daß der alte Fürst sie stets seiner Nichtschickte, welche sie mit dem höchsten Interesse las, um so mehr, als diese Briefe ganz geeignet waren, ihr eine zunehmend günstige Meinung von dem jungen Fürsten zu geben. Sie hatte ihn schon hochgeachtet, ohne ihn persönlich zu kennen; als dann der gute Onkel immer auf's Neue ihr die Nothwendigkeit ihrer Wiedervermählung vorhielt und thatsächlich für seinen Sohn um ihre Hand warb, da erklärte sie sich einverstanden, ihn in D. zu empfangen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, aus welcher dann, je nach dem Ergebniß dieses Sichkennenlernens, das engere eheliche Band entstehen zu lassen sie nicht abgeneigt war. Glaubte sie doch, die Achtung, welche sie dem Vetter sollte, genüge, um ihre Ehe zu einer zufriedenen zu machen.

Als Fürst Kasimir nun in D. eintraf, und sich ihr vorstellte, da entsprach allerdings sein Aeußeres nicht so ganz den gehegten Erwartungen, dem Bilde, welches sie sich nach seinen Briefen von ihm entworfen hatte. Trozdem sie einen schönen, weltgewandten Mann vor sich gesehen, machte sie Seehausen kein Hehl daraus, daß sie in seinen Zügen vergeblich nach dem offenen, edeln Wesen gesucht, welches aus des Veters Briefen so günstig für diesen bei ihr plaidirt hatte.

„Ich werde Ihnen einige seiner Briefe vorlesen“, sagte Lodoiska, sich erhebend; „Sie werden dann selbst begreifen, daß es mir leicht gemacht wurde, mich den dringenden Wünschen meines Onkels fügsam zu zeigen.“

Die Gräfin trat zu einem eleganten Schreibtisch, öffnete eine auf demselben stehende, kunstvoll gearbeitete Kasserette und entnahm derselben ein Paket Briefe, welche nach den Daten geordnet waren.

„Hat Fürst Kasimir“, fragte Herr von Seehausen, „Kenntniß davon, daß diese Briefe sich in Ihrem Besitz befinden?“ —

„Ich weiß das wirklich nicht“, entgegnete Lodoiska. „Zwischen uns ist ihrer noch nicht Erwähnung gethan.“

„Haben Sie, seit er sich in D. aufhält, noch nie eine schriftliche Mittheilung von Ihrem Herrn Vetter erhalten, irgend ein Billet, eine Anfrage oder dergleichen?“ —

„Nein. Er ist entweder selbst gekommen oder er hat seinen Diener mit einem mündlichen Auftrage geschickt.“

Seehausen nickte zustimmend.

Die Gräfin begann ihm aus den Briefen vorzulesen. Seehausen lauschte ihrer hellen, melodischen Stimme, und was er hörte, war allerdings ganz geeignet, auch sein Interesse zu wecken und ihn für den Schreiber günstig zu stimmen. Einer klaren, objektiven Schilderung des Gesehenen und Erlebten verband sich der edelste Enthusiasmus für alles Gute und Schöne und so mancher kleine, nebenher erwähnte Vorfall zeigte das gute Herz und den edeln Sinn des Fürsten.

Plötzlich hörte Seehausen hoch auf: ein Name schlug an sein Ohr und ein unwillkürlicher Laut des Erstaunens, der ihm ent schlüpfte ließ die Gräfin ihre Lektüre unterbrechen.

„Kennen Sie vielleicht den Baron Szapira?“ fragte sie.

„Ja, ich kenne ihn; doch bitte, fahren Sie fort, Frau Gräfin.“

Sie las weiter. Der Fürst schrieb, daß er einen sehr angenehmen Freund und Reisebegleiter gewonnen; er sprach mit Begeisterung von dem Baron Szapira und seiner großen Weltkenntnis und entwarf die denkbar günstigste Schilderung von dessen Wesen und Charakter. Mehrere Monate hindurch mußte dieser Baron dem jungen Fürsten nahe gestanden und ihn auf seinen Reisen begleitet haben. Sein letzter Brief sprach noch viel von ihm; derselbe war aus der herrlichen Ufergegend des Garda-Sees datirt und mochte etwa ein halbes Jahr alt sein. In ihm zeigte Kasimir seine bevorstehende Reise nach Deutschland an und sprach die Hoffnung aus, sich bald in D. seiner liebenswürdigen Cousine vorzustellen.

„Seit diesem Briefe“, fuhr die Gräfin fort, „hat mein Onkel nur noch kurze, flüchtige Notizen erhalten. — Doch Sie sind ja so nachdenklich geworden, Herr von Seehausen — was haben Sie nur?“

Er durfte nun nicht länger zögern, sein schlimmer Verdacht mußte durch Alles, was er gehört, nur Bestätigung erhalten. Alle Zweifel mußten ja nun schwinden, daß Der, welcher sich hier als Fürst Broinski, als nächster Verwandter der Gräfin eingeführt hatte, kein Anderer als der von Seehausen vor Jahren in Paris als falscher Spieler, als ehrloser Mensch gekannte Szapira sei.

Doch der Fürst Kasimir Broinski selbst — was war aus ihm geworden? —

Seehausen erzählte jetzt der Gräfin rückhaltlos alle seine Wahrnehmungen — seine Befürchtungen verschwieg er ihr einwei len noch.

„Aber wie kann dieser Mensch es denn wagen, hier als mein

Better aufzutreten?!“ rief die Gräfin erschreckt und empört zugleich. „Muß er nicht jeden Augenblick fürchten, daß der wirkliche Fürst Kasimir Broinski hier eintrifft?“

Die Gräfin hatte immer noch den Ton des Zweifels in ihre Worte gelegt.

Seehausen antwortete nicht, er zuckte nur mit den Schultern; doch seine Miene war eine so vielsagende, so manches in ihr zu lesen, daß Lodoiska erbleichte. — Fragend ruhte ihr Blick auf ihm; auch sie wagte die Gedanken, welche nun in ihr aufstiegen, nicht in Worte zu kleiden. Mit der kleinen weißen Hand fuhr sie über ihre Stirn hin. So Manches ward ihr jetzt auffällig, das sie bisher kaum beachtet, nicht zu deuten gewußt hatte. Ihr angeblicher Better wußte es stets auffallend zu vermeiden, von seinem alten Vater und von seinen Verwandten überhaupt zu sprechen; er pflegte im gegebenen Falle die Unterhaltung gewandt in andere Bahnen zu leiten. Ebenso war es der Gräfin nicht entgangen, wie sehr er die Vermählung mit ihr zu beschleunigen suchte; wie er eines Tages erschrak, als sie ihm erfreut mittheilte, daß wahrscheinlich ein anderer Verwandter der Familie sie auf der Durchreise zu besuchen gedenke.

Sie zitterte bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie nur durch den Zufall entgangen, daß Seehausen dem Baron Szapira schon früher begegnet war.

„Und was können wir thun, um ihn zu entlarven und meinem wirklichen Better auf die Spur zu kommen?“ fragte die Gräfin.

„Wir müssen mit der größten Vorsicht handeln, wenn der Betrüger uns nicht entweichen soll. Er muß ahnungslos seinem Verhängniß entgegengehen. Fühlen Sie sich stark genug, Frau Gräfin, ihn wie früher zu empfangen, ihn Nichts merken zu lassen von unserem Wissen und von unserm weitern Verdacht?“

„Nein, das vermag ich nicht, lieber Freund; ich kann ihn überhaupt nicht wiedersehen!“ erwiderte erregt die Gräfin.

„So werden Sie sich krank melden lassen müssen. Ich werde von hier aus zum Staatsanwalt gehen, mit dem ich persönlich bekannt bin, und diesen von Allem in Kenntniß setzen. Sie bitte ich um schleunige Absendung eines Telegramms an irgend einen Ihrer Verwandten oder Bekannten, welcher den Fürsten Kasimir persönlich genau kennt, vielleicht an Ihren Herrn Onkel selbst. Fordern Sie dessen sofortige Herkunft aus zwingenden Gründen.“

(Schluß folgt.)

## Kunstgewerbliche Skizzen.

### II.

Zeitalter, Nationen und Stil. Stilmengerei.

Verschiedene Kunststile. Einführung neuer Stile.

Im ersten dieser Artikel ist die Bedeutung des Wortes „Stil“ erörtert worden, sofern es sich darum handelt, daß ein Erzeugniß des Kunstgewerbfleißes gewissen Bedingungen der Zweckmäßigkeit, Schönheit und Technik entspricht. Damit hängt aber eng zusammen die zweite Bedeutung des Wortes: wie nämlich Form, Färbung und Verzierung eines Gegenstandes nicht mit dem Zweck desselben und dem Material, aus dem es bereitet ist, in Widerspruch stehen dürfen, so müssen sie auch unter sich harmoniren, d. h. der betreffende Gegenstand muß in einem bestimmten Stil gearbeitet sein.

In verschiedenen Zeitaltern und innerhalb derselben wieder bei verschiedenen Nationen hat die Kunstschöpfung gewissermaßen ihre eigene Sprache erfunden, welche ihren entschiedensten Ausdruck in der Baukunst erhielt, aber auch in allen anderen Künsten sowie in dem Ornament zu erkennen ist. Diese Sprache heißt der Kunststil, oder schlechtweg der Stil einer Zeit und in diesem Sinne sprechen wir z. B. vom griechischen, gothischen, chinesischen Stil. Obige Bedingung verlangt nun, daß nicht an einer und derselben Sache Formen verschiedener Stile neben einander vorkommen oder gar mit einander vermischt werden: ein solches Vermischen macht auf den in künstlerischen Dingen gebildeten Geschmack den gleichen Eindruck, wie das Vermischen mehrerer Sprachen in einer Rede oder in der Schriftsprache. Ein Beispiel dieser Geschmacklosigkeit bietet jedes Buch aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo das Deutsche mit lateinischen und französischen Wörtern vollständig durchsetzt ist. Die Kenntniß dieser verschiedenen Stile ist ebenso unerläßlich für denjenigen, der sich wissenschaftlich mit der Kunst beschäftigen will, wie die Kenntniß der verschiedenen Sprachen eines Stammes für den Sprachforscher. Und nicht minder wichtig und charakteristisch für ein Volk wie die

Sprache in ihren verschiedenen Wandlungen, ist die Kunst im weitesten Sinne des Wortes. Einen klaren Blick, eine abgerundete Vorstellung von der Kultur eines Volkes erhält nur derjenige, der neben der politischen Geschichte zugleich die Entwicklung der Sprache und Literatur, der Kunst und der wissenschaftlichen Bestrebungen derselben verfolgt und studirt. Denn ebenso wenig, wie die Geschichte der Menschheit und der einzelnen Völker eine Reihe von Zufälligkeiten oder bloß ein Produkt der Abstammung oder des äußeren Bodens ist, ebenso wenig ist die Kunst eines Volkes etwas selbstständig Gewordenes, gleichsam vom Himmel Gefallenes — beides ist nothwendig bedingt durch die geistige Ueberlieferung anderer Völker. Die Geschichte unserer Zeit verdankt ihre Gestalt den vorhergegangenen und eine ununterbrochene Kette der Ueberlieferung verbindet uns mit den Uraufgängen der Menschheit. Genau so verhält es sich mit der Kunst: sie ist etwas historisch Gewordenes! In der Kunst spricht sich der Volkscharakter oft deutlicher aus, als in irgend etwas Anderem: wir sehen in den glänzendsten Epochen der Kunst durch die freien Werke der Künstler hindurch den Geist der Nation, und bei Völkern unvollkommener Kunstübung zeigt sie uns am deutlichsten, was der vollen Entwicklung hemmend in den Weg trat.

Was von der Kunst im Allgemeinen gilt, das gilt nun von dem Kunststil in gleichem Maße. Ein neuer Stil läßt sich ebenso wenig erfinden, wie eine Sprache; zwar ist ein solcher Versuch von weiland König Max II. von Baiern gemacht worden und Jedermann kann den „neuen Stil“ heute in der Maximiliansstraße zu München belächeln. Derartige Scherze sind heutzutage glücklich überwunden. — Ueberhaupt haben die Kunstformen nur Bedeutung, wenn sie der Ausdruck bestimmter Anschauungen und Einflüsse sind. Da sie das Wohlfinden der Menschen, gewisse klimatische Verhältnisse, das Vorkommen bestimmter Materialien u. zur Voraussetzung haben, so bleiben die Grundbedingungen an bestimmten Orten wesentlich dieselben und werden durch alle Veränderungen des Stils sich erhalten. Alle Umbildungen entstehen

durch Aenderung der Anschauungen und werden sich dann auch nur so weit erstrecken, als eben nöthig ist. Daher ist in jeder Neubildung ein Theil des Alten, des Ueberlieferten erhalten. Als Beispiel mag hier die altchristliche Baukunst angeführt werden, welche die antiken Kunstformen eben nur dem neuen Kultus akkommodirte: der Unterschied zwischen der christlichen Basilika und der römischen Gerichtshalle ist ein verzwweifelt geringer! So sehen wir denn in den ornamentalen Künsten dieselben Motive seit Jahrtausenden immer und immer wiederkehren, nach den jedesmaligen Anschauungen der Zeit verwandelt und umgemodelt: es ist eben Alles schon einmal dagewesen!

Die Kunststile, welche überhaupt in Betracht kommen und sich, wie schon gesagt, am deutlichsten in der Architektur ausdrücken, sind nun folgende: der indische, ägyptische, assyrische (persische), chinesische, griechische, etruskische, römische; der mittelalterlich orientalische (arabisch-maurische), byzantinische, romanische, gothische; die Renaissance, Barock, Roccoco, Empire. Von diesen Stilen sind einige wie der ägyptische, chinesische, indische, arabisch-maurische durchaus national, d. h. sie haben außerhalb des betreffenden Volkes keine Verbreitung gefunden. Anders verhält es sich mit den übrigen. Der griechische Stil wurde durch Alexanders Nachfolger über die ganze civilisirte Welt verbreitet, dann von den Römern durch Verschmelzung mit der etruskischen Bauweise zum römischen Stil weiter entwickelt. Das Christenthum brachte in alle Länder, wohin es drang, den altchristlichen Stil mit, der sich dann in einzelnen Ländern selbstständig weiter entwickelte, so im Osten zum byzantinischen Stil, der dann auch nach Westen (Ravenna) kam. Der Islam bildete die Bauformen der verschiedenen Länder, über die er sich verbreitete in seiner Weise aus, namentlich in Aegypten, Spanien und Sicilien. Der romanische Stil entwickelte sich aus dem altchristlichen bei den aus römischen und germanischen Elementen bestehenden Völkern und verbreitete sich dann weiter. Die gothischen Bauformen sind in erster Linie eine Weiterentwicklung des romanischen Stils; sie fanden bald in der ganzen christlichen Welt Eingang, nahmen aber in den verschiedenen Ländern besondere Eigentümlichkeiten an. Mit der Wiederaufnahme der klassischen Studien im Zeitalter der Reformation ging die Rückkehr zu den Formen der antiken (römischen) Kunst Hand in Hand, doch akkommodirte man dieselben den veränderten Anschauungen und Lebensbedingungen. Diese Formen der Renaissance arteten im 17. und 18. Jahrhundert in ein bald geistreiches, bald geistloses Spielen mit Formen und Linien, in das Barock und Roccoco aus. Diesem zuletzt wüsten Treiben setzte erst die republikanische Bewegung am Ende des 18. Jahrhunderts ein Ziel: auch in der Kunst wollte man zu den Formen der großen römischen Republik zurückkehren. Diese Bestrebungen waren aber sehr oberflächlich und die Leistungen des „Empire“ sind in ihrer Steifheit und Nüchternheit recht wenig erfreulich. Auch nach den napoleonischen Kriegen fristete diese Richtung ein kümmerliches Dasein, bis man den „deutschen Stil“ wieder aufnahm, d. h. die Gothik, die aber bekanntlich gar nicht deutsch ist, denn ihre Wiege stand in Paris. Bis zu dieser Zeit, den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts hat kein Mensch versucht, in einem bestimmten Stil zu arbeiten. Bis dahin hatte man eben bestimmte Kunstformen, welche sich aus den früheren entwickelt hatten und den Bedürfnissen und Anschauungen der Zeit genügten. Keinem vernünftigen Menschen fiel es ein, sich im Stil der Renaissance oder Louis XIV. einzurichten. Auch die Wiederbelebung der Gothik verdankte ihr Entstehen der romantischen Richtung jener Zeit, man verlangte einen nationalen Stil, der ganz allgemein wieder zur Geltung kommen sollte. Diese Gothik hat es nun am Rhein, in Hannover und anderen Orten zu einigen Erfolgen gebracht und in der Ausschmückung der Kirchen manches Gute geschaffen — aber für das profane, das praktische Leben hat sie gar keine Bedeutung gewonnen, da die Formen sich den modernen Kulturverhältnissen nicht anpassen wollten. Und wenn wir heute die Leistungen jener Zeit ansehen, heute, wo wir die gothischen Formen durch weit eingehendere Studien besser kennen, so erscheint uns diese Gothik denn doch himmelweit verschieden von der des 13. und 14. Jahrhunderts und der Spottname, „Kümmelgothik“ ist in mancher Hinsicht nicht unverbient. Können wir aber einen neuen Stil nicht erfinden, können wir einen Stil früherer Jahrhunderte nicht einführen — was können wir dann eigentlich thun, um aus der jetzigen Verfahrtheit uns zu retten? Darauf zu antworten soll dem nächsten Artikel vorbehalten sein.

P.

\* Auf der Ostermesse der Buchhändler in Leipzig brachte bei dem Kantate-Festessen Herr Professor Woldemar Wendt einen überaus launigen Toast aus, den wir seinem vollen Inhalt nach dem „Börsenbl. deutsch. Buchhändler“ entnehmen.

Wer löst uns wohl stets mit dem rechten Abec  
Das berühmte Problem: Was ist Mittel? was Zweck?  
Was ist dienendes Glied in der Weltmaschine?  
Was ist privilegiert, daß das Andre ihm diene?  
Sind Regierungen da, um der Völker zu pflegen,  
Oder lebt nicht das Volk der Regierungen wegen?  
Soll der Künstler in uns die Begeisterung nähren,  
Oder diese dem Künstler die Nahrung gewähren?  
Ist der Zahnarzt vorhanden, den Zahn uns zu reißen,  
Nicht der Zahn, daß der Zahnarzt was habe zu beißen?  
Heut' aber bewegt mich, bei hiesigem Gelage,  
Als Kantate Problem, die unsterbliche Frage:  
Ist das Buch da, damit es der Menschheit erlebe,  
Oder hat nicht die Menschheit die Bücher zum Zwecke?  
Zum Exemplo: Wenn Paris die Helena raubte,  
Wenn Ulyses als Schlanopff sich Manches erlaubte,  
Wenn Achilles die Feinde zu Duzenden streckte,  
Bis man schließlich an ihm auch die Ferse entdeckte —  
Nun, geschah das, um Stoff dem Homerus nur eben  
Zu einer Editio Tauchnitz zu geben,  
Oder kam die Editio unter die Presse,  
Daß der Mensch den Achill und Ulyx nicht vergesse?  
Und wenn Keres ganz Asien mobilisirte,  
Und den Helleponto auf Pontbörnern passirte,  
Dann aber entwich, als voll Vaterlandsgroll,  
Man auf griechisch ihm zurief: O Kere, paschol! —  
Nun, geschah dies dem einzigen Umstand zu Liebe,  
Daß Papa Herodot sein Geschichtsbüchlein schrieb,  
Oder schrieb Herodot, damit wir auf den Banken  
Nun wüßten: beim X ist an Keres zu denken?  
Und wenn Bismarck durch Schwierigkeit und Konflikte,  
Was im Sinne ihm lag, in die Wirklichkeit drückte,  
Wenn er Kriege geleitet und Frieden gestiftet,  
Und bei Wodka und Bier manch Gebeimniß gelüftet —  
Nun, übte er all die Weisheit und Stärke,  
Nur zum Zweck von Hefiel's und Anderer Werke,  
Oder haben Hefiel und Andere geschrieben,  
Damit Bismarck's Verdienste nicht unbekannt blieben? —  
So mit Kopfschmerz geplagt von der Frage, der schweren,  
Ob das Buch, ob die Menschheit als Zweck zu verehren,  
Wodurch fühl' ich plötzlich den Kopfschmerz vergehn?  
Durch den Blick auf die Welt, die hier vor mir zu sehn!  
Denn nun, statt noch länger im Kreis mich zu drehn,  
Nun freu' ich mich, d'arauß Begeisterung zu schlürfen,  
Daß, indem sich die Menschen und Bücher bedürfen,  
Eine Gottheit, dem Wechselbedürfniß zu Lieb,  
Den Buchhändlerstand in die Wirklichkeit trieb,  
Und wie dieser, mit seinen fürtrefflichen Gaben,  
Hoch thront über Büchern und Menschen erhaben,  
So weist er, als zwecklos, die Frage hinweg,  
Ob das Buch, ob die Menschheit das Mittel, der Zweck, —  
Dieser Stand, der zu edelsten Menschenthums Zwecken  
Setzt Bücher hinauswirft nach allen vier Ecken,  
Ja oft, nur um sichrer den Zwecken zu dienen,  
Herabsetzt auf Fünf, was für Fünzig erschiene,  
Der dann aber ein Wort auch mit unter läßt laufen,  
Jeder wahrhaft Gebildete müsse nun kaufen,  
Daß der Ankauf des Buches uns kommt zu Gefühl  
Als des wahrhaften Menschenthums Endzweck und Ziel,  
Er, der Einem Bedürfniß und menschlicher Frage,  
Setzt die Opera widmet vom heißen Verlage,  
Doch auch neue Bedürfnisse weiß zu erfinden,  
Um auf sie einen ganzen Verlag erst zu gründen, —  
Er, der in begebenheitsfruchtbaren Tagen,  
Wenn in Krieg oder Aufruhr die Wälder sich schlagen,  
Sich zum Faktum von heute bedacht in schon morgen  
Mit dem illustrativen Glücke zu versorgen,  
Doch auch oft mit Glück's, mit gediegenen alten,  
Am Zeitenstrom steht, wie um Wache zu halten,  
Ob kein neues Ereigniß empor wolle tauchen,  
Wo ein altes Glück's noch einmal zu brauchen!  
Ja so, Buchhandel, spielst Du, in stolzem Vergnügen,  
Mit der Menschen- und Bücherwelt Wechselbezügen,  
Daß schon Mancher gewähnt hat, Du sähest — o Schreck! —  
In Beiden nur Mittel, in Dir nur den Zweck!  
Aber nein, daß so schändlichen Verdacht man verrathe,  
Niemt am schlechtesten uns Gärten zum Sonntag Kantate,  
Uns, uns, deren Bestes als Das sich entdeckt,  
Was vor allem der Buchhandel heute begreift,  
Und wenn jezt meines Trinkspruches Schluß ich bedenke,  
Damit er in die Bethe nicht zwecklos sich senke,  
Da ist mir, den Buchhandel sah ich mit Segen  
Und Kraft zwischen Menschen und Büchern sich regen,  
Um in Kraft und in Segen sich selbst und die Beiden  
Jenen höchsten der Zwecke entgegenzuleiten,  
Auf die alles indische Denken und Dichten  
Bestimmt ist zu lenken sich und zu richten,  
Und daß dem so geschehe, der Wunsch mag entschweben  
In dem Ruf: Buch-Handel und Händler, sie leben  
Hoch!